

„Und kann's doch nicht lassen... mir meinen Reim zu machen.“

– Der Dresdner Dichter Manfred Streubel. Zum 10. Todestag. –

Am 10. Juli 1992, am Abend eines heißen Sommertages, hat Manfred Streubel „es“ gelassen. Hat er alles gelassen: Dichten, Hoffen, Leben. Gelassen oder lassen müssen? Wir wissen es nicht. Zehn Jahre nach jenem dunklen Abend weiß man es immer noch nicht.

Ein Mann, bis heute unbekannt, verließ das Haus in Gohlis. Auf der Straße erwarteten ihn andere Männer in einem geschlossenen „Wartburg“. Zur gleichen Zeit starb Manfred Streubel auf dem Dachboden der Wohnung. Seine Lebensgefährtin Beate Rieß (damals Richter), die er erwartete, fand ihn an einem Kälberstrick hängend, der vorher nicht im Haus gewesen war. Kein Abschiedsbrief. Auf dem Tisch die unberührte Mahlzeit.

Die Polizei damals kümmerte der „Ausrücker“ Streubel wenig. Sie forschte weder seinem letzten Gast noch den vielen fragwürdigen Umständen dieses Todes nach. Nur ein Dresdner Schriftsteller fragte die Restauratorin Beate Rieß „seltsam lauernd“, ob der Tote etwas über seine Schriftstellerkollegen hinterlassen habe. Denen hatte er kurz zuvor mitgeteilt, daß er in den nächsten Tagen seine Opferakte lesen wird, in der ihn die Stasi als „Zersetzer“ geführt hatte. Manfred Streubel war einem zentralen Thema seines Lebens auf der Spur: VERRAT. Er hat nichts mehr erfahren. Weder über den Denunzianten, der ihm als Kind den Vater nahm, den die Sowjets 1945 abholten und ins Lager Mühlberg brachten, aus dem er nicht zurückkehrte. Noch über die vielen Verrate seines eigenen Lebens, die ihn früh zum Außenseiter gemacht hatten. Und die Dresdner Akten sind, wie die vieler anderer, verschwunden.

Was von jenem Julitag vor zehn Jahren geblieben ist, sind die offenen Fragen, die Beate Rieß bis heute quälen. Es ist ein großartiger Essay, den der Wiederentdecker verschollener Literatur, Jürgen Serke, Manfred Streubel in seinem Buch *Zuhause im Exil. Dichter, die eigenmächtig blieben in der DDR* gewidmet hat wie einen späten Orden für Tapferkeit. Und es sind Kisten voller unveröffentlichter Manuskripte, Berge beschriebenen Papiers, die Beate Rieß treulich hütet.

Ein schwerer Nachlaß. Ein Vermächtnis, das traurig macht und wütend zugleich. Wütend über solch unbegreifliche Verschwendung. Denn nichts von den Blättern, in denen ich lese, ist „erledigt“ Manfred Streubels Dichtung, selbst die Lieder und Verse seiner hoffnungsvollen frühen Jahre, war nicht „DDR-Literatur“ – allenfalls durch ihr Leiden an jenem System der Unfreiheit. Und sie hat sich mit dem Untergang der DDR nicht überlebt. Sie ist auch mehr als „Regionalliteratur“, obwohl tief von der sanften Elblandchaft und der Stadt Dresden geprägt, deren geistiges Klima er einmal treffend als „knisternde Idylle“ beschrieb. In Manfred Streubels Werk ist die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts exemplarisch aufgehoben. In ihm ist Zeit und Ewigkeit zugleich. Gerade darum, weil dieser Dichter sich keiner literarischen Mode unterworfen hat. Weil er außerhalb aller Gruppen, Szenen und Schulen blieb – immer ein Einzelner und ein Einsamer. Das haben sie ihm stets vorgeworfen: Streubel war der, der „reimt“, ein ganz und gar Unmoderner. Einer auf dem „Nebengleis“, der „eigentlich keine Rolle mehr spielte in der DDR-Literatur“, den in den letzten Jahren seines Lebens kein Verlag mehr druckte. Selbst die seine Gedichte lobten, setzten immer ein „aber“ hinzu. Zwar sei er ein Meister der Sprache, aber...

Was ist's um dieses „aber“, das ihn zum Unzeitigen machte? Von den Vätern ererbte Ehrfurcht vor der Sprache und der großen Tradition deutscher Dichtung, gewiß. Auch ein

bißchen von dem, was Streubel meinte, als er sich selbst einen „altmodischen Menschen“ nannte. Kenntnisreich und tief verwurzelt in abendländischer Dichtung und Philosophie. Doch ich lese aus dem trotzigen Bestehen auf Reim und Form und Maß auch WIDERSTAND – das zweite große Lebensmotiv des Dichters.

„Denn alle Gegenwart heißt Widerstand“ hat er in seinem Bonhoeffer-Fragment geschrieben. Und so hat er gelebt und gedichtet. Im Widerstand gegen jedwede Vereinnahmung politischer, menschlicher und künstlerischer Art. Im Widerstand gegen die kurzlebigen Moden, die heute gefeiert und morgen vergessen werden. Im Widerstand gegen die Auffassung, daß eine aus den Fugen geratene Welt sich nur spiegeln lasse im Stammeln zertrümmerter Sprache und Form. Die Eins-zu-Eins-Abbildung der Realität, an der er litt, war dem Dichter Streubel zu einfach – und in dieser Einfachheit kurzschlüssig. Er setzte sein Dennoch dagegen, sein Trotzdem. Auf das, was nicht erledigt ist, kam es ihm an. Auf das, was weiterwirkt, was ein „morgen“ möglich macht. Und auf das, was unzerstörbar ist trotz Irrtum und Verirrung.

Seine Bilder des Heilen, des Schönen und des Dauernden sind Gegenbilder, aufgerichtet zur Ermutigung und durchlässig für das Grauen, den Abgrund, das Leid und die Schuld. Aus dieser Spannung zwischen Abgrund und Widerstand ist Manfred Streubels Dichtung entstanden. Einer Spannung – ausgehalten im Leben unter viel Angst. Meditiert auf endlosen Gängen an der Elbe entlang. Noch in den letzten, dunkel raunenden Versen grünt etwas aus dem Abgrund, dem Grab und schlägt eine schwankende Brücke zum Leben. Das Trotzdem ist es, das diese Dichtung dauerhaft macht.

Manfred Streubel gehörte zu der Generation der Jungen, die nach Krieg und Faschismus voller Hoffnung und Zuversicht auf die Bühne des Lebens traten. Sie waren so sicher, daß es ihnen gelingen würde, eine wahrhaft menschliche, gerechte Gesellschaft aufzubauen. „Die Zeit heroischer Illusionen“, hat er diese Lebensphase im Rückblick genannt. Sie war kurz. Das Jahr 1953 mit dem Arbeiteraufstand, den er in Berlin erlebt hat, brachte den ersten klaren Einschnitt. Dann kam 1956 mit dem 20. Parteitag und der Geheimrede von Chruschtschow. Und mit dem, was ihm selbst passiert ist. Ein unheilbarer Riß in diesem Leben. „Von da an war ich draußen“, gab Streubel kurz vor seinem Tod in einem Interview zu Protokoll. Damals begann für ihn „der Weg nach innen“. Ein Weg, auf den er die Leser seiner Lyrikbände mitgenommen hat. Von der spielerisch-listigen Naivität seiner Kinderverse, in denen er ganz bewußt die Haltung des Kindes aus dem Märchen „Des Kaisers neue Kleider“ angenommen hat. Über das clowneske Element, mit dem er sich einen Freiraum schuf, hinter dem er seine Angst versteckte.

*Ich habe also die Angst überspielt, und zwar mit dem Bedürfnis, nicht zum Heuchler zu werden, sondern in der Verfremdung trotzdem Wahrheiten sagen zu können.*

Bis hin zu „Wachsende Ringe“, den Sonetten als „schwierigster und gebieterischster Form“, und zu dem Zyklus „Fazit“. Für alle Wandlungen seiner Dichtung, in der die Widersprüche härter und das Widerstehen trotz Trauer und Angst deutlicher wurden, hat Streubel Brechts Satz „Wie sie sich auch verändert haben, sie sind höchstens kenntlicher geworden“ ganz für sich in Anspruch genommen. Und für sich in Anspruch nehmen, als Sinn- und Wahrheitsbild, als Lebens- und Überlebensmittel, konnten viele Leser seine Gedichte. Dieses Gebrauchtwort hat dem Dichter Lebenssinn gegeben, denn „nur wer stützen kann, hat Halt“ heißt es in seinem „Christophorus“-Gedicht.

Was allen diesen Versen innewohnt, ist etwas, wonach Manfred Streubel sich sein Leben lang

am meisten geseht, was er in jedem Gegenüber gesucht und was er in sich selbst ganz unbedingt verwirklichen wollte: WAHRHAFTIGKEIT. Alle, die mit ihm zu tun bekamen, spürten seiner Person das an. Für manche war es beängstigend, für andere ermutigend, leitbildhaft in ihrer eigenen Suche nach dem „aufrechten Gang“. Streubel war unverführbar. Er lehnte es ab, in der Lüge zu leben – und zwar mit allen Konsequenzen und sichtbar für alle, die es sehen wollten. Wie hätte ein solches Leben leicht sein können? Nein, leicht war es nicht; aber es war wichtig.

In seiner letzten Lebenszeit und besonders nach der Enttäuschung, die die Folgen der politischen Wende auslösten, drohte ihn manchesmal Bitterkeit zu überwältigen. „Streubel fühlte sich mit vielen wieder als Ver-Wendeter“, schreibt Jürgen Serke. Das Schlimmste aber: Die Möglichkeit, zu wirken, der Halt, „andere zu stützen“, schienen ihm genommen. So vieles an neuer Welterfahrung hatte sich gesammelt und war ins Wort gebracht. Aber diesen Gedichtband, den er zu seinem 60. Geburtstag erhoffte, verweigerte ihm sein Hausverlag, der sich von ihm verabschiedete. Da finden sich dann Verse und Stimmungen wie die:

*Ach, immer wieder ist ganz ohne Sinn  
was ich erfahre.*

*Und immer wieder werd ich, was ich bin:  
der Unbrauchbare.*

Dennoch, wer Manfred Streubel kannte, konnte hoffen, daß das dunkle Tal, das er durchquerte, ein notwendiger Übergang sei zu Kommendem. Wenn, ja wenn er am Leben geblieben wäre. Er hatte Pläne und oft auch neue Lust zu „reimen“. Er hatte Dramen-Projekte. Und er hatte begonnen, in Prosa „sein Zeitalter zu besichtigen“. Nun liegt das alles, was im Dunklen blieb, als Nachlaß vor mir, als Streubels „unerledigtes“ Vermächtnis. Wer erinnert sich in der immer noch „knisternden Idylle“ Dresdens an ihn, an den unbequemen Bürger dieser Stadt? An den Dichter, dessen Leben und Werk zwischen VERRAT und WIDERSTAND und WAHRHAFTIGKEIT tapfer und still, einsam aber vielen nütze, seinen eigenen Kreis beschrieben hat?

Ja, reicht es denn für Dresden, das wahrlich nicht reich ist an Dichtern, einen Erich Kästner als Marketing-Pfund für Tourismus zu präsentieren? Für den gibt es – endlich – ein kleines Museum, zu dem man pilgern kann. Sollen über seinem Bruder im Geist, über Manfred Streubel, der ihm gleichrangig ist, die Akten geschlossen bleiben? Sollte es keinen Verlag für seine unveröffentlichten Werke, kein Theater für seine skurrilen Endspiele geben? Und keinen Raum in der „Kunststadt“ Dresden für eine Ausstellung über den toten Dichter? An Manfred Streubel erinnert in diesem Jahr nicht nur sein 10. Todestag. Es steht auch sein 70. Geburtstag bevor. Laßt uns NAMENSTAG feiern mit dem Dichter, den wir noch immer und noch lange brauchen!

Uta Dittmann, Ostragehege, Heft 26, 2002